

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 35

Artikel: Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz

Autor: Wirz, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von den Proben sollte Martin erzählen, ob Bianchi zufrieden sei mit der Auffassung seines Lohengrin? Was er zu der Hillern als Elsa sage? Wie die Ortrud, die Lis nicht persönlich kannte, eigentlich aussehe, und wie sie singe?

Und Martin erzählte, und wob einen freudigen und farbigen Schimmer über alles, was er auf der Bühne erlebte, denn Lis sollte nichts von dem wissen, was er hörte und sah. Sie sollte es nicht ahnen, wie viel Schutz ihn streifte...

Ein Tag um den andern verging. Der Donnerstag stand riesengroß vor Martin. Er fürchtete sich nicht. Seiner Stimme war er sicher, seiner Mimik ebenfalls. Die letzten Proben waren sehr gut abgelaufen. Nur war er nicht der Mensch, eine öffentliche Rolle zu spielen. Er war ein Außenseiter, einer der zusieht, nicht einer, der mitspielt. Ihm fehlte der kindliche Sinn, der Erwachsene in Verkleidungen zwingt, der die Lust zu Fastnacht und Komödienspielen sogar in den Leuten erwachen lässt, die das ganze Jahr hindurch ernst und nüchtern ihre Pflicht tun. Er war zu ernst, um, ohne sich selbst zu kritisieren, in eine andere Haut schlüpfen

zu können, er wußte es, und vergaß es nicht, so lange er darin war, daß es nicht seine richtige Haut sei. Er konnte Komödie spielen für die andern, aber er konnte sich selbst nichts vormachen. Er blieb Martin Born in Lohengrins Harnisch, er blieb Lis' Gatte und Liebhaber in den Armen der Elsa; er blieb der natur- und poesiebedürftige Martin, der tagelang im Wald herumgelaufen, und dem die gemalten Bäume und Blätter, Büsche und Sträucher auf der Bühne Alpdrüden verursachten.

Woche um Woche war er sich dessen bewußter geworden. Je näher sein Aufreten kam, je klarer sah er, daß er sich geirrt hatte, und daß Wollen und Willen nicht Schritt hielten. Sein künstlerisches Können war über jeden Zweifel erhaben, seine Stimme war zur Vollendung gediehen, aber seine Seele darbte.

Er hatte es nicht über sich vermocht, über das alles mit Lis zu reden. Unbestimmt und ohne es sich einzugehen, fühlte er, daß sie ihn nicht verstehen würde. Verstünde sie ihn, wäre sie nicht Lis. Und Lis sollte sie sein.

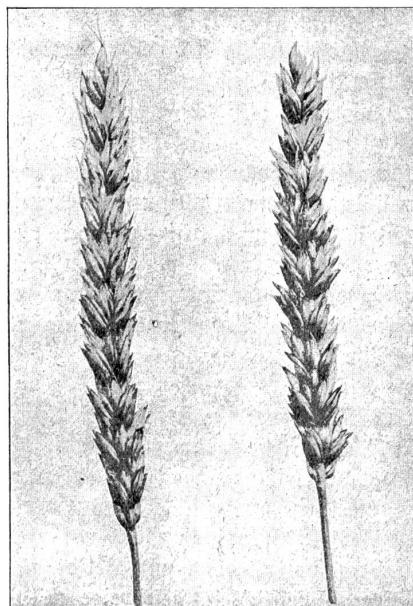
(Fortsetzung folgt.)

Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz.

Von Dr. J. Wirz. Zürich 1917. Drell Füssl. Zweite

erweiterte Auflage. Besprochen von Alfr. Fankhauser.

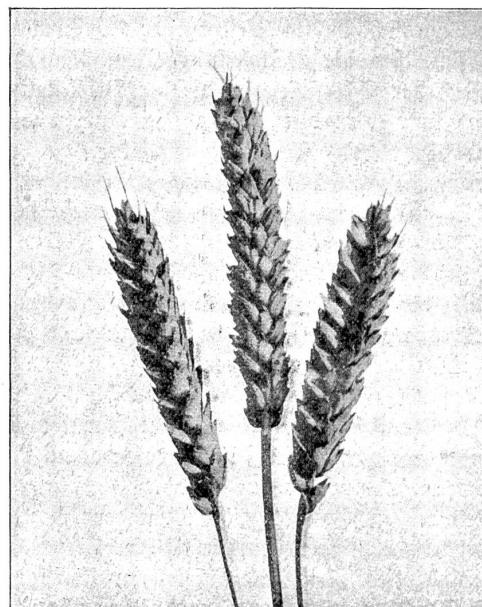
Die Studie von Wirz ist ein Buch mit so reichem Tat- sachenmaterial, daß es unmöglich in einer Besprechung wiedergegeben werden kann. Es umfaßt und kritisiert alle staatlichen, genossenschaftlichen und privaten Maßnahmen zur Erhaltung und Hebung unseres Kornbaus und die Verhältnisse, an denen die Bestrebungen scheiterten, sowie die Irrtümer, die aus Unkenntnis der Verhältnisse stammten und den Misserfolg mitverhüdeten. Weniger umfassend behandelt er den ausländischen Kornmarkt der Schweiz. Die allgemeinen Ausführungen, die nachher eingehender an- gesehen werden sollen, lassen sich etwa so zusammenfassen:



Landweizen.

Durch rationelle Bewirtschaftung unseres Bodens kann der Getreidebau im Verein mit der übrigen Bodennutzung, na- mentlich dem Futterbau, die Rendite der Landwirtschaft

erhöhen, dabei aber wesentlich höhere Mengen an Brotge- treide liefern, ohne mehr Bodenfläche zu beanspruchen. Die Preistreiberei der Kornhändler sollen durch den Genossen- schaftsbetrieb der Müllereien, sowie ein Getreidemonopol beendet werden. Die Landwirtschaft erhält genügende För- derung, wenn sie bekannt gemacht wird mit allen Faktoren einer gut rentierenden Wirtschaft. Mehr als einen Bruchteil des Bedarfs an Korn wird sie nie decken können. In einem ersten, auch für den Laien sehr interessanten Teil schildert er das geschichtliche Werden der heutigen Zustände, in zwei folgenden, mehr fachmännischen Teilen spricht er von Maß-



Dickkopfweizen.

nahmen zur Hebung des eigenen Getreidebaues und zur günstigen Regelung der Brotversorgung.

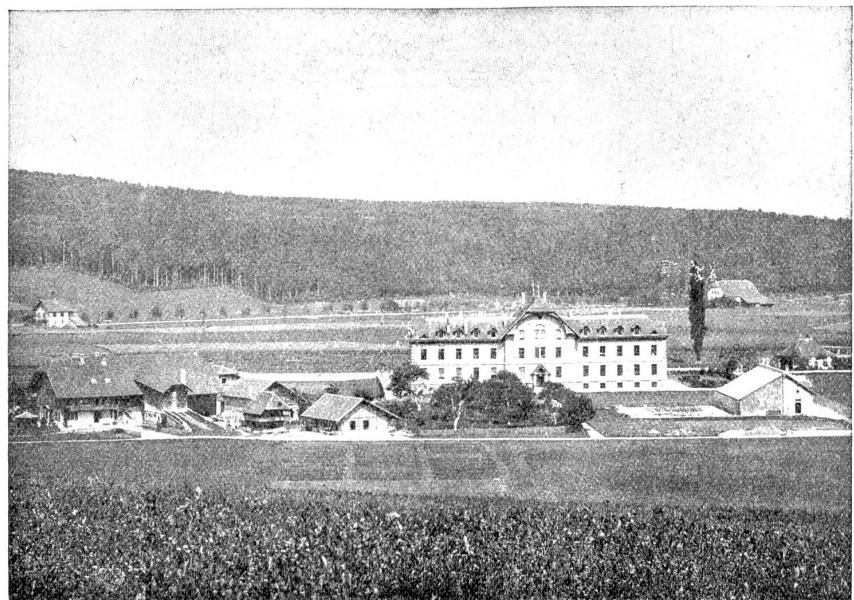
Im geschichtlichen Rückblick zeigt er die wech-

selnde Rolle des Getreidebaus in den verschiedenen Epochen, seit dem Mittelalter für den Staat, für die Brotversorgung und den Handelsverkehr zwischen den einzelnen Gegenenden. Zur Zeit der frühmittelalterlichen Hof- und Dörfchenverfassung versorgte sich der kleine Kreis selbst mit allen Lebensmitteln. Wo der Körnerbau schwieriger war, da schränkte man den Brotkonsum ein. Obwohl die Ausbildung der Grundherrschaften und kleinen Staaten eine Vergrößerung der Wirtschaftseinheiten mit sich brachte, konservierte das Abhängigkeitsverhältnis der Bauern zu den Herren die Eigenwirtschaft bis in die neue Zeit hinein. Dieses Abhängigkeitsverhältnis drückte sich in den Verpflichtungen der Bauern aus: In den Diensten und Abgaben sind Bodenzins und Zehnt verstanden. Bodenzins sind bei der Errichtung von Lehen auf die verliehenen Güter gelegte Abgaben. Sie betreffen, wie die Zehnten, hauptsächlich Getreide, erst in zweiter Linie Wein, Eier, Butter, Käse, Hühner. Der Zehnt, gewöhnlich $\frac{1}{7}$, $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{10}$ der Jahressproduktion umfassend, gehörte ursprünglich der Geistlichkeit, wurde aber später behandelt wie heute ein Werttitel, als Gegenstand des Verkehrs und figurierte mancherorts, namentlich in den reformierten Kantonen, als Staatseinnahmsquelle. Die Einnahmen der Pfründen hielten sich auf das Zehntverhältnis, wie die Besoldungen der staatlichen Amtleute und der Herrschaften.

Die neuzeitlichen Staaten suchten ihr Untertanengebiet zu einem wirtschaftlichen Ganzen zu vereinigen, das wömöglich von allen Nachbarn unabhängig existieren sollte. Der Kornbau als fiskalische Einnahmsquelle und als Grundlage der Eigenwirtschaft wurde durch alle möglichen Verordnungen gefördert. Als Beispiel einer solchen, jenes Doppelsziels bewußten Verordnung führt Witz eine bernische Lebensordnung vom 29. November 1614 an: Die herkömmliche Ausstattung der Güter mit „Holz und Feld, Ader und Matten“ soll nicht verändert werden, damit jedes Gut die Eigenversorgung des Besitzers mit allen möglichen Produkten garantiere. Ohne Zustimmung des Zins- und Grundherrn darf kein Stück Ader, Matte oder Wald entäuftert werden; „denn“ so begründet die Lehenordnung den obrigkeitlichen Willen, „wenn ein Stück hierhin, das andre dorthin... vermarktet... und verkaucht werden, ist es dem Landmann nicht mehr möglich den Zug zu erhalten, das Gut gehörig zu bebauen, Weib und Kind zu ernähren, sowie den schuldigen Zins und die übrigen Lehensgebühren zu entrichten. Auf den einzelnen Gütern wurde die Veränderung der Kulturbestände verboten. Es soll „acer beliben acer und matten matten“. Niemand soll „ob keinem acer mit matten machen“.

Allein die veränderten Verhältnisse riefen neuen Uebelständen und neuen Regierungsmaßnahmen. Zwischenhandel, schlechte Ernten verursachten periodische Teuerungen. Die Regierungen schritten zu Höchstpreisen, Verbot des Großhandels, schweren Bußen gegen Fehlbare ein. Ein Verkaufszwang wurde nicht geübt. Man garantierte aber den Bauern ein Rückkaufsrecht auf Regierungskorn, falls sie Mangel litten, um sie auf den Markt zu kriegen. Bern machte den Versuch, eine Übersicht über die Produktion zu bekommen, indem eine Doppelkontrolle das Gewachsene und das auf den Markt Gebrachte feststellen sollte. Um den Müllern

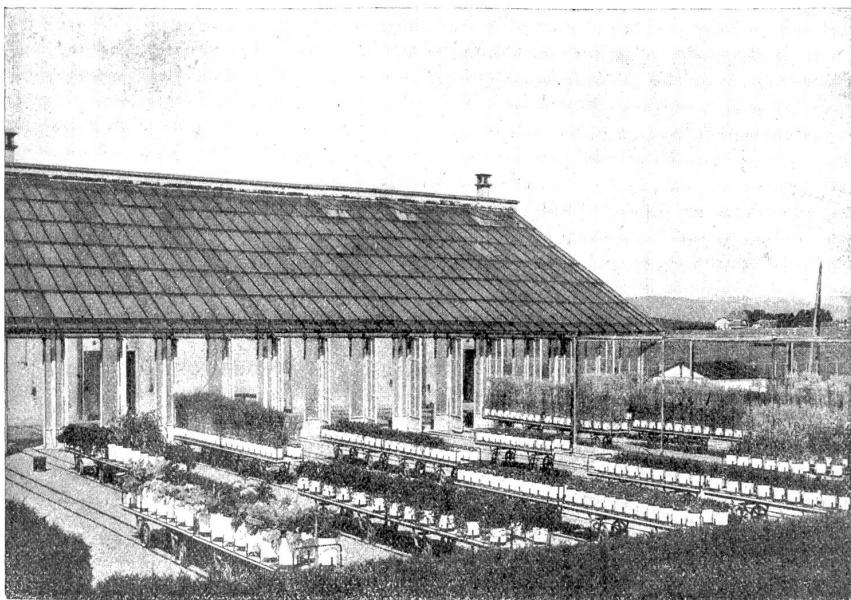
besser auf die Finger zu sehn, wurde schon 1678 in einer Verordnung genau bestimmt, wieviel sie als Mahllohn zurückbehalten dürfen. Je nach Notwendigkeit erließ man Kornaus- oder Einfuhrverbote in unter Abwechslung, Müller und Hodler (Kornhändler) durften nicht über 50 Bern-Mütt von „Demand“ erhandeln. „Societeten“, die den Kornhandel im Inland trieben, verbot man. Solche, die die Einfuhr betrieben, waren erlaubt. Die Verordnungen erwiesen sich als ungenügend. Ernteschwankungen bewirkten die Zerrüttung des Kornbaues, die Aenderung der Wirtschaftsweise hatte schon auf eine Verminderung der Produktion eingewirkt. Man erkannte, daß nur eine Förderung des Aderbaues, die Aufhäufung von Vorräten, die Beschützung des innern und äußern Handels die Schwankungen heben könne. Die französischen Theoretiker hatten bei uns ihre Anhänger, die als das beste Mittel zur Förderung des Kornbaues die vollständige Freigabe des Getreidehandels priesen. Obwohl beispielsweise die Bernerregierung dieser Richtung bestimmt, verzichtete sie doch in ihrer „Verordnung“ von 1792 „betreffend den



Gesamtansicht der schweiz. landwirtschaftlichen Versuchsanstalten Bern-Liebefeld.



Düngversuche auf dem Liebefeld bei Bern.



Vegetationsanlage der Anstalt Bern-Liebefeld.

Getreidehandel und dessen Polizei", auf die Durchführung des Prinzips, weil es unrentabel erschien, so lange die Nachbarn Kornverbote erlassen konnten und die Zufuhren überhaupt unsicher waren. Für den Innenhandel hingegen wurden alle Schranken beseitigt. Die Einfuhr hing von den Marktpreisen ab. Sanften sie in Bern auf 15 Bäzen (auf dem Platz Bern) für das Mäz Kernen, so trat automatisch das Einfuhrverbot ein, ebenso ein Ausfuhrverbot, wenn das Bernmäz 20 Bäzen galt. Ein Jammer war es, daß die wohlgemeinten Regierungsmaßnahmen dem Interesse der Amtleute widersprachen. Solange die Besoldungen in natura entrichtet wurden, d. h. in Natural-Abgaben der Untertanen bestanden, die von den Amtleuten nachher so teuer als möglich verkauft wurden, solange widerstrebten diese naturgemäß dem System der Regierung, dessen Diener sie waren. Statt einer Reform des Besoldungswesens traf man rigorose Maßregeln: Marktzwang für die Produkte der Landvögte, Verbot anderweitigen Verkaufs, einen zwei Bäzen tieferen Preis als den laufenden für Weizen, Roggen und Kernen, einen Bäzen tiefer für Dinkel und Haber.

(Fortsetzung folgt.)

— Bern. —

Von Gonzag de Reynold. Uebersetzt von H. Correvon.

I.

Diese Stadt belebt meine kleinen Kindheitserinnerungen. Deshalb kann ich in Bern nicht ohne Gemütsbewegung verweilen. Ohne Zweifel, die fühlen Laubengogen, deren Gewölbe widerhallt; die Brunnen, aus deren grünen Pflanzen und roten Geranien heraus die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen ragt, der spreizbeinige Bannerträger, der Dudelsackpfeifer, der Menschenfresser, der mit rollenden Augen kleine, nadte Kinder verschlingt, — zweifellos, der Zeigtgloden mit seinem fräschenden Hahn und seinem Umzug der zwölf Apostel, und desgleichen der frisch auf die Mauer gemalte Marignano-Schweizer, und die Bären in ihrem einer leeren Zisterne gleichenden Graben, die auf einem laublosen, von ihren Krallen blankgeschuererten Baumstamm herumklettern, — all das bildet ein frohes, geordnetes, originelles Schauspiel. Aber ich sehe in ihm vor allem das heroische Schmuckstück meiner ersten Begeisterung.

Ich liebe Freiburg, meine Geburtsstadt, weil diese Liebe naturgemäß, ein Erbteil, eine Pflicht ist. Man ist an die Geschichten seiner Familie gewöhnt: sie sind für uns weder häßlich noch schön, sie sind ganz einfach lieb. Trotzdem währte es lange, bis ich die Ursachen dieser instinktiven Zuneigung inne wurde; erst die Entfernung offenbarte mir, durch Gegenüberstellen und Vergleichen, die Reize Freiburgs, die Freundlichkeiten des Uechtlands. Bern hatte für mich, als ich klein war, den ganzen Zauber einer Hauptstadt, — ein tönendes Wort — und die ganze Anziehungskraft des Wunderbaren.

„Wir gehen morgen, wenn es schön ist, nach Bern mit der Eisenbahn!“... Meine erste Reise! Ich war damals noch ein Junge mit langen Locken und kurzen Hosen. Damals brauchte es mehr als eine Stunde, um von Freiburg nach Bern zu gelangen, und man kam erst in der Nacht nach Hause, in einem rumpeligen Eisenbahnwagen, in dem eine qualmende Petroleumlampe hin und her wackelte. Und dann

fuhr man über zwei Brücken und einen Tunnel: ich hatte Angst, und mein Vater rieb, um mich zu beruhigen, Bündhölzer an. Welche Bangigkeiten und welche Freuden! — Bern ließ sich in einige konkrete Begriffe zusammenfassen: ein weiszuckeriger Bär mit roter, heraushängender Zunge auf einem Lebkuchen; ein Bär aus Silberpapier in einer großen Glaskugel; eine Trommel, die man mir kaufte, auf der ich den Bernermarsch spielen lernte, und deren roter, mit schwarzen Flammen bemalter Kasten Namen und Datum der Schlacht von Neuenegg trugen. Ich hatte einen Onkel — er war Soldat, Sie kennen ihn —, der mir Geschichtsstunden gab, der mir die alte Schweiz offenbarte. In Bern hatte er mich in das Museum geführt. Er hatte mir die Statue des aufrecht stehenden, barhäuptigen Bubenberg gezeigt — die eines Rudolf von Erlach, der, auf einem kleinen Pferd reitend, das mich mit Reid erfüllte, das Banner schwenkte. Meine Eltern wohnten im Sommer in einem Dorf, das an



Dr. Gonzag de Reynold.

„Universitätsprofessor und Schriftsteller in Bern.“

dem Orte lag, wo, wie man erzählt, am Morgen vor Murten, nach dem Regen, die Vorhut der Schweizer in das feuchte Gras kniete, während Hallwil sein Schwert in die Sonne erhob. Nicht weit von unserer Wohnung entfernt wurde 1697 eine Erinnerungskapelle zu Ehren dieser legen-